



Barack Obama
Hoffnung wagen

*Gedanken zur Rückbesinnung
auf den American Dream*

Aus dem Englischen von
Helmut Dierlamm und Ursel Schäfer,
VerlagsService Dr. Ulrich Mihr



Die amerikanische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»The Audacity of Hope« bei Crown Publishers, New York, USA.

Die deutsche Erstausgabe erschien 2007
im Riemann Verlag, München

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf 100 % Recycling-Papier gedruckt,
das mit dem blauen Engel ausgezeichnet ist.
Die Einschrumpffolie (zum Schutz vor Verschmutzung)
ist aus umweltfreundlicher und recyclingfähiger PE-Folie.

Sonderausgabe 2008, 6. Auflage

© 2006 Barack Obama

© 2007 der deutschsprachigen Ausgabe Riemann Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

This translation published by arrangement with Crown Publishers,
a division of Random House, Inc.

Redaktion: Ulrich Mihr

Satz: Barbara Rabus

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-50102-3

www.riemann-verlag.de

Den Frauen, die mich aufzogen:

*Meiner Großmutter mütterlicherseits, Tutu.
Sie war mein ganzes Leben lang ein Fels,
auf den ich bauen konnte.*

*Und meiner Mutter.
Ihr liebender Geist trägt mich bis heute.*

INHALTSVERZEICHNIS

- Prolog · 9
- 1 Republikaner und Demokraten · 23
- 2 Werte · 63
- 3 Unsere Verfassung · 97
- 4 Politik · 137
- 5 Chancen · 180
- 6 Glauben · 253
- 7 Rasse · 292
- 8 Die Welt jenseits unserer Grenzen · 346
- 9 Familie · 415
- Epilog · 451
- Danksagung · 463
- Register · 466

PROLOG

Es ist jetzt fast zehn Jahre her, dass ich zum ersten Mal für ein politisches Amt kandidierte. Ich war damals fünfunddreißig, hatte vier Jahre zuvor mein Jurastudium abgeschlossen, war frisch verheiratet und insgesamt ungeduldig, was mein Leben betraf. Ein Sitz im Senat von Illinois war frei geworden, und mehrere Freunde schlugen mir vor zu kandidieren, weil sie fanden, dass ich als Bürgerrechtsanwalt und dank meinen Kontakten aus meiner Zeit als Community Organizer* ein geeigneter Kandidat sei. Ich besprach die Sache mit meiner Frau, und dann tat ich, was jeder tut, der zum ersten Mal für ein politisches Amt kandidiert: Ich sprach mit jedem, der mir zuhören wollte. Ich besuchte Nachbarschaftstreffen und kirchliche Veranstaltungen, Schönheitssalons und Friseure. Wenn ich zwei Leute an einer Ecke stehen sah, überquerte ich die Straße und überreichte ihnen Wahlkampfbroschüren. Und wo immer ich hinkam, bekam ich verschiedene Versionen derselben zwei Fragen zu hören.

»Wo haben Sie diesen komischen Namen her?«

Und: »Sie machen einen wirklich netten Eindruck. Warum wollen Sie sich in einem so schmutzigen und gemeinen Bereich wie der Politik engagieren?«

Mit der zweiten Frage war ich vertraut. Sie war nur eine Variante der Frage, die mir Jahre zuvor gestellt worden war, als ich in Chicago ankam und dort in Vierteln mit einkommensschwacher

* Er organisierte »eine politische Kampagne zur Wählerregistrierung in der afroamerikanischen Gemeinschaft (in Chicago), die 150 000 Menschen mobilisierte.«

Bevölkerung arbeitete. Die Frage brachte eine zynische Haltung nicht nur gegenüber der Politik, sondern gegenüber dem bloßen Gedanken eines öffentlichen Engagements zum Ausdruck, eine Haltung, die sich (zumindest in den Vierteln der South Side, die ich zu vertreten versuchte) durch den generationenlangen Bruch von Versprechen verfestigt hatte. Normalerweise reagierte ich mit einem Lächeln auf die Frage, nickte und sagte, dass ich den Skeptizismus meines Gesprächspartners verstehe. Es gebe aber auch eine andere politische Tradition, und sie habe schon immer bestanden, von der Gründungszeit der Vereinigten Staaten bis zu den glorreichen Tagen der Bürgerrechtsbewegung, und diese Tradition beruhe auf dem einfachen Gedanken, dass wir gemeinsame Interessen mit unseren Mitmenschen hätten, dass uns mehr miteinander verbinde als trenne und dass wir, wenn genug Menschen an diese Idee glaubten und danach handelten, zwar nicht alle Probleme lösen, aber etwas Sinnvolles erreichen könnten.

Für mich war das ein ziemlich überzeugender kleiner Vortrag. Ich weiß zwar nicht sicher, ob die Leute, denen ich ihn hielt, davon ähnlich beeindruckt waren wie ich, aber viele von ihnen schätzten doch meine Ernsthaftigkeit und meinen jugendlichen Überschwang so sehr, dass ich in den Senat von Illinois gewählt wurde.

Sechs Jahre später, als ich beschloss, für den US-Senat zu kandidieren, war ich meiner Sache schon nicht mehr so sicher.

Allem Anschein nach hatte ich mit meiner Entscheidung für eine Karriere als Politiker Erfolg gehabt. Nach zwei Wahlperioden, in denen ich für die Minderheitsfraktion der Demokraten gearbeitet hatte, errang meine Partei im Senat von Illinois die Mehrheit. Danach bekam ich eine ganze Reihe von Gesetzen durch, angefangen bei einer Reform des Systems der Todesstrafe in Illinois bis zu einer Erweiterung des staatlichen Gesundheits-

programms für Kinder. Ich behielt meine Stelle als Dozent an der juristischen Fakultät der University of Chicago, weil mir die Arbeit gefiel, und wurde häufig als Redner zu Veranstaltungen in der Stadt eingeladen. Auch bewahrte ich mir meine Unabhängigkeit, meinen guten Namen und meine Ehe, drei Dinge, die statistisch gesehen gefährdet waren, sobald ich den Fuß in die Landeshauptstadt setzte.

Doch die Jahre hatten auch ihren Tribut gefordert. Zum Teil lag es vermutlich einfach daran, dass ich älter wurde. Wenn man sich selbst gut beobachtet, lernt man jedes Jahr mehr über die eigenen Fehler – blinde Flecke in der Wahrnehmung, sich wiederholende Denkmuster, die genetisch oder von der Umwelt bedingt sein können, sich aber mit der Zeit fast unweigerlich verschlimmern, so sicher wie ein Hinken irgendwann zu Schmerzen in der Hüfte führt. Bei mir war einer dieser Fehler meine chronische Unrast; eine Unfähigkeit, selbst wenn alles gut lief, das Positive in meiner unmittelbaren Umgebung zu erkennen. Dieser Fehler ist, glaube ich, typisch für das moderne Leben (und ein Wesenszug der Amerikaner), und er tritt nirgends deutlicher zutage als in der Politik. Ob er tatsächlich durch die Politik verstärkt wird oder ob die Politik einfach Menschen anzieht, die diesen Wesenszug haben, ist eine offene Frage. Jemand sagte einmal, jeder Mann versuche in seinem Leben den Erwartungen seines Vaters gerecht zu werden oder die Fehler seines Vaters wiedergutzumachen, und ich glaube, das ist nicht die schlechteste Erklärung für meine Schwäche in dieser Hinsicht.

Jedenfalls war es eine Folge dieser Unrast, dass ich im Jahr 2000 gegen einen amtierenden demokratischen Kongressabgeordneten kandidierte. Die Entscheidung war unklug, und ich erlitt eine schwere Niederlage – die Art von Lektion, aus der man lernt, dass das Leben keineswegs so laufen muss, wie man es geplant hat. Eineinhalb Jahre später waren meine Wunden einigermaßen vernarbt, und ich aß mit einem Medienberater zu

Mittag, der mich seit geraumer Zeit ermutigt hatte, für ein Bundesamt zu kandidieren. Zufällig fand das Essen Ende September 2001 statt.

»Ihnen ist bestimmt klar, dass sich die politische Dynamik verändert hat«, sagte der Medienberater, während er in seinem Salat herumstocherte.

»Wie meinen Sie das?«, fragte ich, obwohl ich genau wusste, was er meinte. Wir blickten beide auf die Zeitung, die neben ihm lag. Auf der Titelseite war ein Bild von Osama bin Laden.

»Teuflisch, nicht?«, sagte er. »Wirklich großes Pech. Sie können natürlich Ihren Namen nicht ändern. Die Wähler werden misstrauisch, wenn man so was tut. Wenn Sie erst am Beginn ihrer Karriere stünden, könnten Sie vielleicht einen Spitznamen benutzen oder was in der Art. Aber jetzt ...« Er brach ab, zuckte entschuldigend die Achseln und winkte dem Kellner, damit er uns die Rechnung brachte.

Ich vermutete, dass er Recht hatte, und der Verdacht nagte an mir. Zum ersten Mal in meiner politischen Laufbahn wurde ich neidisch, wenn jüngere Politiker Erfolg hatten, wo ich gescheitert war; wenn sie höhere Ämter bekamen und mehr erreichten als ich. Die Freuden der Politik, die Adrenalinstöße in der Debatte, die animalische Wärme beim Händeschütteln im Wahlkampf, das Bad in der Menge, begannen gegenüber der Bürde des Amtes zu verblassen: dem Betteln um Geld, den langen Heimfahrten, wenn ein Bankett zwei Stunden länger als geplant gedauert hatte, dem miesen Essen und der schlechten Luft und den kurzen Telefongesprächen mit einer Ehefrau, die bis jetzt zu mir gehalten hatte, nun aber die Kinder nicht mehr allein aufziehen wollte und mich fragte, ob ich die richtigen Prioritäten setze. Selbst die parlamentarische Arbeit, das politische Gestalten, das mich überhaupt erst zu einer Kandidatur motiviert hatte, erschien mir inzwischen zu ineffektiv, zu weit entfernt von den wirklichen Schlachten um Steuern, Sicherheit, Gesundheit oder Arbeits-

plätze, die alle in Washington geschlagen wurden. Ich zweifelte allmählich daran, ob ich den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Ich begann mich zu fühlen, wie sich vermutlich ein Schauspieler oder ein Sportler fühlt, der jahrelang vergeblich einem Traum nachgejagt ist. Er hat zwischen den Vorsprechterminen als Kellner gearbeitet oder in der Amateurliga hart erarbeitete Treffer erzielt und muss nun erkennen, dass er mit seiner Begabung und seinem Glück das Ende der Fahnenstange erreicht hat und sein Traum nicht in Erfüllung gehen wird. Nun kann er entweder wie ein Erwachsener den Tatsachen ins Auge sehen und sich eine vernünftigeren Tätigkeit suchen, oder er stellt sich der Wahrheit nicht und endet als bitterer, streitsüchtiger und wohl auch bemitleidenswerter Mann.

Realitätsverweigerung, Wut, Verhandeln, Verzweiflung – ich weiß nicht, ob ich all diese von Fachleuten beschriebenen Stadien durchgemacht habe. An einem bestimmten Punkt jedoch gelangte ich zur Akzeptanz, zur Anerkennung meiner Grenzen und in gewisser Weise meiner Sterblichkeit. Ich fand einen neuen Schwerpunkt für meine Arbeit im Senat von Illinois und zog Befriedigung aus den Reformen und Initiativen, die ich in meiner Position anstoßen konnte. Ich verbrachte mehr Zeit zu Hause und erlebte mit, wie meine Töchter heranwuchsen. Ich pflegte die Beziehung zu meiner Frau und machte mir Gedanken über meine langfristigen finanziellen Verpflichtungen. Ich trieb Sport und las Romane und lernte, mich darüber zu freuen, dass sich die Erde um die Sonne dreht und die Jahreszeiten kommen und gehen, ohne dass ich mich dafür besonders anstrengen muss.

Es war, glaube ich, diese Akzeptanz, die es mir erlaubte, mich mit der wirklich verrückten Idee einer Kandidatur für den Senat der Vereinigten Staaten zu befassen. Als »Aufsteigen oder Aufhören« erklärte ich meine neue Strategie meiner Frau, als letzten Versuch, meine politischen Ideen zu verwirklichen, bevor

ich mir eine ruhigere, stabilere und besser bezahlte Existenz suchte. Und meine Frau war (vielleicht mehr aus Mitleid denn aus Überzeugung) mit dieser letzten Kandidatur einverstanden, auch wenn sie sagte, dass ich nicht unbedingt mit ihrer Stimme rechnen solle, weil sie für unsere Familie ein ruhiges und gesichertes Leben vorziehen würde.

Ich tröstete sie damit, dass meine Chancen sehr schlecht waren. Der amtierende republikanische Senator Peter Fitzgerald hatte 19 Millionen Dollar aus seinem Privatvermögen ausgegeben, um seine Vorgängerin Carol Moseley Braun zu schlagen. Er war nicht sonderlich populär und schien nicht einmal großen Gefallen an der Politik zu finden, aber er hatte immer noch fast unbegrenzte Geldmittel zur Verfügung, und er besaß eine persönliche Integrität, die ihm bei den Wählern eine Art widerwilligen Respekt einbrachte.

Irgendwann tauchte Carol Moseley Braun wieder auf. Sie war Botschafterin in Neuseeland gewesen und trug sich mit dem Gedanken, ihren alten Sitz zurückzuerobern, was mich zum Verzicht auf meine Kandidatur veranlasst hätte. Als sie sich schließlich entschied, doch lieber für die Präsidentschaft zu kandidieren, war der Senatswahlkampf bereits in die heiße Phase getreten.

Fitzgerald gab bekannt, dass er auf eine erneute Kandidatur verzichtete, aber inzwischen hatte ich sechs Gegner in den Vorwahlen, darunter den amtierenden State Comptroller; einen Geschäftsmann mit Hunderten Millionen Dollar Privatvermögen; den früheren Stabschef des Chicagoer Bürgermeisters Richard Daley; und eine schwarze Gesundheitsfachfrau, durch deren Kandidatur die Reichen und Mächtigen die schwarze Wählerschaft spalten wollten, damit ich überhaupt keine Chance mehr hätte.

Es war mir egal. Angstfrei, weil ich ohnehin keine großen Erwartungen hatte, und mit gesteigerter Glaubwürdigkeit, weil

mich ein paar wichtige Leute unterstützten, stürzte ich mich mit einer Energie und einer Freude in den Wahlkampf, die ich eigentlich für immer verloren geglaubt hatte. Ich engagierte vier Mitarbeiter, aufgeweckte junge Leute zwischen Ende zwanzig und Anfang dreißig, die einigermaßen bezahlbar waren, und wir fanden ein kleines Büro, in dem wir Telefone und mehrere Computer installierten. Vier bis fünf Stunden täglich rief ich wichtige demokratische Spender an oder wartete auf ihre Rückrufe. Ich veranstaltete Pressekonferenzen, zu denen niemand kam. Wir meldeten uns zum jährlichen Umzug am St. Patrick's Day an und bekamen den allerletzten Platz im Zug, sodass meine zehn freiwilligen Helfer und ich nur ein paar Schritte vor den städtischen Müllwagen marschierten und den paar Nachzüglern zuwinkten, die noch am Straßenrand standen, als die Arbeiter den Müll zusammenkehrten und die grünen Aufkleber mit dem irischen Kleeblatt von den Laternenpfählen kratzten.

Die meiste Zeit jedoch fuhr ich, häufig allein, zunächst von Stadtbezirk zu Stadtbezirk, dann von County zu County und schließlich kreuz und quer im Staat herum, an endlosen Mais- und Bohnenfeldern, Bahnlinien und Silos vorbei. Es war keine effiziente Methode. Ohne Unterstützung durch den Apparat der Demokratischen Partei von Illinois und ohne eine ordentliche Mailingliste oder Kampagne im Internet, musste ich darauf bauen, dass Freunde oder Bekannte bei meinen Wahlveranstaltungen wildfremde Menschen in ihre Häuser ließen oder eine Veranstaltung in ihrer Kirche, ihrem Gewerkschaftshaus, bei ihrer Bridgegruppe oder in ihrem Rotary Club arrangierten. Manchmal fand ich nach zwei oder drei Stunden Fahrt nur zwei oder drei Leute vor, die an einem Küchentisch auf mich warteten. In solchen Fällen versicherte ich meinen Gastgebern, dass das Echo sonst besser sei, und bedankte mich für die Erfrischungen, die sie bereitgestellt hatten. Manchmal besuchte ich extra einen Gottesdienst, um danach eine Rede zu halten, aber der Pfarrer

vergaß, mir das Wort zu erteilen. Oder der Chef eines gewerkschaftlichen Ortsverbands ließ mich vor den Gewerkschaftsmitgliedern sprechen, nur um dann zu verkünden, dass die Gewerkschaft einen anderen Kandidaten unterstützte.

Aber gleichgültig, ob ich zwei oder fünfzig Personen vor mir hatte, ob die Veranstaltung in einem der gut beschatteten, stattlichen Häuser am North Shore, in einer bescheidenen Mietwohnung in der West Side oder in einem Farmhaus am Stadtrand von Bloomington stattfand, und gleichgültig, ob die Leute freundlich, gleichgültig oder manchmal auch aggressiv ablehnend waren, ich gab mir immer alle Mühe, den Mund zu halten und zuzuhören, was sie zu sagen hatten. Ich hörte sie über ihre Arbeitsstelle oder ihr Geschäft reden oder über die örtliche Schule. Sie schimpften über Bush und über die Demokraten, erzählten von ihren Hunden, ihren Rückenschmerzen, ihrem Kriegsdienst und von Dingen, die sie noch aus ihrer Kindheit in Erinnerung hatten. Einige hatten ausgefeilte Theorien, um die Arbeitsplatzverluste in der Fabrikproduktion oder die hohen Kosten im Gesundheitsbereich zu erklären. Einige wiederholten, was sie bei dem rechtsgerichteten Radiomoderator Rush Limbaugh oder auf National Public Radio (NPR) gehört hatten. Aber die meisten von ihnen waren zu beschäftigt mit ihrer Arbeit oder ihren Kindern, als dass sie der Politik viel Aufmerksamkeit geschenkt hätten, und sie sprachen lieber von dem, was sie unmittelbar betraf: eine Fabrikschließung, eine Beförderung, eine hohe Heizölrechnung, ein Elternteil im Altersheim, der erste Schritt eines Kindes.

Ich gewann keine weltbewegenden Erkenntnisse aus den zahllosen Gesprächen in diesen Monaten. Wenn ich überhaupt etwas erfuhr, dann, was für Hoffnungen die einfachen Leute hatten, und dass sie vieles, was sie glaubten, offenbar unabhängig von ihrer Rasse, Region, Religion oder Klasse glaubten. Sie meinten, dass jeder Arbeitswillige eine Stelle finden sollte,

mit der er seinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Sie waren der Ansicht, dass Menschen nicht bankrottgehen durften, nur weil sie krank wurden. Sie fanden, dass jedes Kind eine wirklich gute Ausbildung erhalten (und nicht nur mit einem Haufen Geschwätz traktiert werden) sollte, und sie fanden, dass eine College-Ausbildung auch für die Kinder armer Eltern möglich sein sollte. Sie wollten wirksam vor Kriminellen und Terroristen geschützt werden. Sie wollten saubere Luft, sauberes Wasser und Zeit für ihre Kinder. Und im Alter wollten sie mit einer gewissen Würde in den Ruhestand gehen können.

Das war so ziemlich alles. Es war nicht viel. Und obwohl sie wussten, dass ihr Leben größtenteils von ihren eigenen Anstrengungen abhing, obwohl sie nicht damit rechneten, dass der Staat all ihre Probleme lösen würde, und obwohl sie ganz bestimmt nicht wollten, dass ihre Steuergelder verschwendet wurden, erwarteten sie doch staatliche Hilfe.

Ich sagte ihnen, dass sie Recht hätten. Der Staat könne nicht alle ihre Probleme lösen. Aber wenn wir die Prioritäten ein bisschen anders setzten, könnten wir dafür sorgen, dass jedes Kind in seinem Leben ordentliche Chancen bekomme, und wir könnten uns den Problemen stellen, die unser Land plagten. Meistens nickten die Leute zustimmend und fragten, was sie dafür tun könnten. Und wenn ich danach wieder im Auto saß (mit der Karte auf dem Beifahrersitz auf dem Weg zu meiner nächsten Station), wusste ich wieder einmal, warum ich in die Politik gegangen war.

Ich hatte Lust, härter zu arbeiten, als ich je in meinem Leben gearbeitet hatte.

Dieses Buch ist direkt aus den Gesprächen im Wahlkampf entstanden. Meine Begegnungen mit den Wählern bestätigten nicht nur meine Vermutung, dass das amerikanische Volk grundanständig ist, sondern riefen mir auch in Erinnerung,

dass der Kern der amerikanischen Erfahrung aus einer Reihe von Idealen besteht, die bis heute unser kollektives Bewusstsein beschäftigen; ein gemeinsamer Satz von Werten, die uns trotz aller Unterschiede verbinden; ein roter Faden der Hoffnung, der dafür sorgt, dass unser unwahrscheinliches Experiment der Demokratie funktioniert. Diese Werte und Ideale finden nicht nur auf den Marmorplatten der Denkmäler und in Zitaten aus Geschichtsbüchern ihren Ausdruck. Sie sind bis heute in den Herzen und Köpfen der meisten Amerikaner lebendig, und sie können uns zu Stolz, Pflichtbewusstsein und Opferbereitschaft inspirieren.

Ich bin mir der Risiken solcher Sätze bewusst. In einer Ära der Globalisierung und des Schwindel erregenden technischen Wandels, halsabschneiderischer Politik und unaufhörlicher Kulturkriege verfügen wir anscheinend nicht einmal mehr über die gemeinsame Sprache, um überhaupt noch über unsere Ideale zu reden, ganz zu schweigen von den geeigneten Instrumenten, um wenigstens einen groben Konsens darüber herbeizuführen, wie wir bei der Verwirklichung dieser Ideale als Volk zusammenarbeiten könnten. Die meisten von uns durchschauen die Strategien der Werbefachleute, Meinungsforscher, Redenschreiber und so genannten Experten. Wir wissen, dass hochfliegende Worte zynisch missbraucht und die erhabensten Ideen durch Machtlüsternheit, Eigennutz, Gier oder Intoleranz befleckt werden können. In jedem normalen Schulgeschichtsbuch kann man lesen, wie weit sich das reale Leben in Amerika von den amerikanischen Mythen entfernt hat. In einem solchen Klima kann jede Berufung auf gemeinsame Ideale oder Werte hoffnungslos naiv oder gar ausgesprochen gefährlich erscheinen – als ein Versuch, ernsthafte Differenzen in Wort und Tat zu übertünchen, oder, schlimmer noch, als Versuch, die Klagen jener zum Verstummen zu bringen, die sich durch den gegenwärtige Zustand unserer Institutionen benachteiligt fühlen.

Mein Argument lautet jedoch, dass wir keine Wahl haben. Man muss keine Meinungsumfrage veranstalten, um zu wissen, dass die große Mehrheit der Amerikaner – Republikaner, Demokraten und Unabhängige – die tote Zone satt haben, zu der die Politik geworden ist. Eine Zone, in der kleine Gruppen um die Durchsetzung von Sonderinteressen ringen und ideologische Minderheiten dem ganzen Volk ihre Version der absoluten Wahrheit aufzwingen wollen. Unabhängig davon, ob wir aus einem roten (republikanischen) oder blauen (demokratischen) Staat stammen, haben wir das starke Gefühl, dass es unseren politischen Debatten an Ehrlichkeit, Genauigkeit und gesundem Menschenverstand fehlt, und wir haben einen Widerwillen gegen einen unaufhörlichen Strom von Entscheidungen, die uns falsch oder halbherzig vorkommen. Gleichgültig, ob wir religiös oder weltlich, schwarz, weiß oder braun sind, haben wir zu Recht das Gefühl, dass die wichtigsten Probleme unseres Landes überhaupt nicht zur Kenntnis genommen werden und dass wir ohne einen baldigen Kurswechsel nach sehr langer Zeit vielleicht die erste Generation sein werden, die ihren Nachkommen ein schwächeres und gespalteneres Amerika hinterlassen wird, als sie es geerbt hat. Mehr als zu jedem anderen Zeitpunkt unserer jüngeren Geschichte brauchen wir heute wahrscheinlich eine neue Politik, eine Politik, die die gemeinsamen Fundamente, die wir als Amerikaner haben, wieder ausgräbt und auf ihnen baut.

Es ist das Thema dieses Buches, wie wir den Prozess beginnen können, der unsere Politik und unser Leben als Staatsbürger verändern wird. Nicht dass ich genau wüsste, wie dieser Veränderungsprozess ins Werk zu setzen ist. Ich weiß es nicht. Zwar spreche ich in jedem Kapitel eine Anzahl unserer massivsten politischen Probleme an und skizziere in groben Strichen den Weg, dem wir meiner Ansicht nach folgen sollten, aber meine Art, die Themen zu behandeln, ist häufig parteiisch oder unvoll-

ständig. Weder habe ich eine einheitliche Theorie des amerikanischen Regierungssystems zu bieten, noch enthalten diese Seiten ein Manifest mit Handlungsanweisungen, komplett mit Schaubildern, Kurven, Terminen und Zehn-Punkte-Plänen.

Was ich anbiete, ist wesentlich bescheidener: persönliche Reflexionen über die Werte und Ideale, die mich motiviert haben, in die Politik zu gehen; ein paar Überlegungen, warum unser gegenwärtiger politischer Diskurs uns unnötig entzweit; und meine ehrliche, auf meine Erfahrungen als Senator und Rechtsanwalt, Ehemann und Vater, Christ und Skeptiker gestützte Einschätzung, wie wir unsere Politik auf die Idee des Gemeinwohls gründen können.

Lassen Sie mich genauer erläutern, wie das Buch gegliedert ist: In Kapitel eins wird eine Bilanz unserer jüngeren politischen Geschichte gezogen und versucht, einige der Ursachen für die heutige extreme Polarisierung zu erklären. In Kapitel zwei behandle ich die gemeinsamen Werte, die vielleicht als Grundlage für einen neuen politischen Konsens dienen könnten. In Kapitel drei wird die Verfassung nicht nur als Grundlage individueller Rechte, sondern auch als Mittel untersucht, um einen demokratischen Dialog über unsere gemeinsame Zukunft zu organisieren. In Kapitel vier versuche ich begreiflich zu machen, dass bestimmte institutionelle Kräfte (Geld, Medien, Interessenverbände, das Gesetzgebungsverfahren) selbst den engagiertesten Politiker lähmen können. In den restlichen fünf Kapiteln mache ich Vorschläge, wie wir unsere Differenzen überwinden und die Lösung konkreter Probleme wirksam in Angriff nehmen können: die wachsende wirtschaftliche Unsicherheit vieler amerikanischer Familien, die rassischen und religiösen Spannungen innerhalb der Gesellschaft und die transnationalen Bedrohungen – vom Terrorismus bis zur Pandemie –, die sich jenseits unserer Küsten zusammenbrauen.

Womöglich werden manche Leser finden, dass ich die Pro-

bleme nicht ausgewogen genug darstelle. Was diesen Vorwurf betrifft, bekenne ich mich schuldig. Ich bin schließlich Mitglied der Demokratischen Partei; meine Ansichten über die meisten Themen stimmen mehr mit den Kommentaren in der *New York Times* überein als mit denen im *Wall Street Journal*. Ich bin zornig über eine Politik, die die Reichen und Mächtigen ständig den Durchschnittsamerikanern vorzieht, und ich bestehe darauf, dass es eine wichtige Aufgabe des Staates ist, für allgemeine Chancengleichheit zu sorgen. Ich glaube an die Existenz der Evolution, an den Nutzen wissenschaftlicher Forschung und an die Existenz der Klimaerwärmung; ich glaube an die freie Rede, sei sie politisch korrekt oder inkorrekt, und ich werde misstrauisch, wenn der Staat irgendwelche religiösen Überzeugungen (auch meine eigenen) Nicht-Gläubigen aufzwingen will. Außerdem bin ich ein Gefangener meiner eigenen Biografie: Ich kann gar nicht anders, als die amerikanische Erfahrung mit den Augen eines schwarzen Mannes aus einer Mischehe zu sehen. Ich kann nicht vergessen, dass Generationen von Menschen, die aussahen wie ich, unterjocht und stigmatisiert wurden und dass die Rassen- und Klassenzugehörigkeit auch heute noch unser Leben auf subtile und weniger subtile Weise beeinflusst.

Aber das ist nicht alles, was mich ausmacht. Ich finde *auch*, dass meine Partei manchmal selbstgefällig, abgehoben und dogmatisch sein kann. Ich glaube an freie Marktwirtschaft, Wettbewerb und Unternehmertum, und ich bin der Ansicht, dass viele staatliche Programme nicht wie geplant funktionieren. Ich wollte, das Land besäße weniger Rechtsanwälte und mehr Ingenieure. Ich glaube, dass Amerika in der Welt häufiger Gutes als Schlechtes bewirkt hat. Ich mache mir kaum Illusionen über unsere Feinde und habe große Achtung vor dem Mut und der Kompetenz unserer Militärs. Ich bin gegen eine Politik, die allein auf Rassen- oder Geschlechteridentität, sexueller Orientierung oder überhaupt auf der Selbstdefinition als Opfer beruht. Ich

glaube, dass viele der Probleme in den Innenstädten durch einen kulturellen Bruch verursacht sind, der sich nicht allein mit Geld heilen lässt, und dass unsere Werte und unser spirituelles Leben mindestens genauso wichtig sind wie unser Bruttoinlandsprodukt.

Zweifellos werde ich wegen einiger dieser Überzeugungen Schwierigkeiten bekommen. Ich bin neu genug in der nationalen politischen Szene, dass ich als leere Leinwand dienen kann, auf die Leute mit sehr verschiedenem politischem Hintergrund ihre diversen Ansichten projizieren. In dieser Eigenschaft werde ich zwangsläufig manche, und vielleicht sogar alle enttäuschen. Womit sich vielleicht ein zweites, persönlicheres Thema dieses Buches andeutet, nämlich wie ich (oder sonst jemand) in einem öffentlichen Amt den Fallen des Ruhms, der Eitelkeit, der Angst vor Niederlagen entgehen und mir dadurch den wahren Kern bewahren kann, jene innere Stimme, die jeden von uns an seine tiefsten Überzeugungen erinnert.

Kürzlich passte mich eine der Reporterinnen, die über den Capitol Hill berichten, auf dem Weg zu meinem Büro ab. Sie sagte, dass sie mein erstes Buch gern gelesen habe. Und dann meinte sie: »Ich frage mich, ob Sie in Ihrem nächsten Buch noch einmal genauso interessant sein können.« Was sie eigentlich sagen wollte, war: Ich frage mich, ob Sie auch als US-Senator noch so ehrlich sein können.

Das frage ich mich manchmal auch. Und ich hoffe, dass ich die Frage mit diesem Buch beantworten kann.

Republikaner und Demokraten

An den meisten Tagen betrete ich das Kapitol durch den Keller. Ich fahre mit einer kleinen U-Bahn vom Hart Building, wo ich mein Büro habe, durch einen Tunnel, der mit den Flaggen und Siegeln der 50 Staaten geschmückt ist. Der Zug kommt quietschend zum Stehen, und ich bahne mir meinen Weg durch ein Getümmel von Kongressangestellten, Wartungstechnikern und Gruppen von Touristen zu einer Wand mit altertümlichen Aufzügen, die mich in den zweiten Stock des Kapitols bringen. Wenn ich aus dem Aufzug komme, winke ich dem Schwarm von Reportern zu, der sich normalerweise dort versammelt, begrüße die Beamten der Capitol Police und betrete durch eine stattliche Doppeltür den Sitzungssaal des US-Senats.

Der Saal ist nicht der schönste Raum im Kapitol, aber er ist dennoch eindrucksvoll. Die dunkelbraunen Wände sind durch Paneele aus blauem Damast und Säulen aus feingädertem Marmor gegliedert. Die Decke bildet ein cremeweißes Oval mit dem Wappen der USA, dem amerikanischen Adler, im Zentrum. Rund um die Zuschauergalerie stehen in feierlicher Ruhe die Büsten der ersten zwanzig Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten.

Unten sind auf flachen Stufen leicht ansteigend in vier hufeisenförmigen Reihen 100 Mahagoni-Pulte um die Front des Saales herum angeordnet. Einige Pulte stammen noch aus dem Jahr 1819; auf jedem befindet sich ein hübscher Behälter für Tintenfass und Federkiele. In die Schublade jedes Pultes haben alle Senatoren, die es je benutzt haben, ihren Namen eingekratzt



Barack Obama

Hoffnung wagen

Gedanken zur Rückbesinnung auf den American Dream

Paperback, Klappenbroschur, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-570-50102-3

Riemann

Erscheinungstermin: März 2008

Was zählt, ist die Strategie!

Was will Barack Obama politisch? Was sind seine Überzeugungen und Visionen?

Hoffnung wagen ist das einzige Buch, in dem Barack Obama seine politischen Visionen erörtert. Es ist das autorisierte Buch zu den Überzeugungen und Ansätzen des ebenso nachdenklichen wie charismatischen Hoffnungsträgers der USA.